

Gisela Bock

Frauen und Männer in der europäischen Geschichte



Studium der Geschichte und Musikwissenschaft in Freiburg, Berlin, Paris, Rom. Promotion 1971 an der Freien Universität Berlin, Habilitation 1984 an der Technischen Universität Berlin. Assistentin 1971-76 am John E. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien (FU Berlin), 1974-75 Fellow am Center for European Studies (Harvard University), Assistenzprofessur 1977-83 am Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung (FU Berlin), 1984-85 Gastprofessuren in Basel, Bern, Essen. Professur für europäische Geschichte 1985-89 am Europäischen Hochschulinstitut (Florenz-Fiesole), seit 1989 Professur für Geschichte in Bielefeld. Bücher: *Thomas Campanella: Politische Intention und philosophische Spekulation* (1974), *Die „andere“ Arbeiterbewegung in den USA* (1976), *Zwangsterilisation im Nationalsozialismus* (1986), *Storia, storia delle donne, storia di genere* (1988), *Il corpo delle donne: immagini e realtà storiche* (1988), *Machiavelli and Republicanism* (ed. 1990), *Maternity and Gender Policies: Women and the Rise of the European Welfare States* (ed. 1991), *Beyond Equality and Difference: Citizenship, Feminist Politics and Female Subjectivity* (ed. 1992), *Lebenswege von Frauen im Ancien Regime* (Hg. 1992), *Rassenpolitik und Geschlechterpolitik im Nationalsozialismus* (Hg. 1993). – Adresse: Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Universitätsstr. 25, D-33519 Bielefeld.

Homines, mihi crede, non nascuntur, sed finguntur.

(Erasmus von Rotterdam)

Der Mensch ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.

(Immanuel Kant)

On ne naît pas femme: on le devient.

(Simone de Beauvoir)

Mit Freude und Hoffnung bin ich ans Wissenschaftskolleg gekommen, vor allem aus drei Gründen: Mehrere Jahre lang war ich in der akademischen Selbstverwaltung engagiert gewesen, die mir neben der Lehrtätigkeit kaum mehr Zeit zum Lesen, Forschen und Schreiben gelassen hatte; ich kam zurück in die Stadt, die ich seit den sechziger Jahren kennengelernt, vor zwölf Jahren verlassen hatte und die sich seither so immens verändert hat; nach Jahren der Arbeit über (unter anderem) Frauen- und Geschlechtergeschichte und ihre theoretischen und methodischen Probleme war ich fest entschlossen, mich von spezialisierter Forschung zu lösen und einen „Essay“ über fünf Jahrhunderte „Frauen in der europäischen Geschichte“ zu schreiben, als einen Band in der Reihe „Europa bauen“, die in mehreren europäischen Sprachen erscheint. Die Hoffnungen haben sich weitgehend erfüllt. Lesen, Forschen und Schreiben wurde wieder möglich und eifrig betrieben. Berlin wurde neu erobert, auch einiges von seinem nunmehr zugänglichen Umland; „Insel“ war nun nicht mehr die Stadt, sondern das Wissenschaftskolleg innerhalb der Stadt. Mit dem Buchprojekt ging es mir wie vielen anderen Kollegiatinnen und Kollegiaten in unserem Jahr und früheren Jahrgängen: Es wurde nur in Teilen fertig. Trotzdem hat es — und habe ich — enorm von diesem Jahr profitiert. Dafür sei dem Kolleg von Herzen gedankt. Im einzelnen gilt mein größter Dank dem effizienten und immerwährend freundlichen Bibliotheksteam, das in einer ganz kritischen Phase noch über seine üblichen Leistungen hinausgewachsen ist, den vielfältigen Hilfestellungen von Frau Sanders und Frau von Arnim, der vorzüglichen Redaktionsarbeit von Mitch Cohen.

Zuerst einmal habe ich — hin- und hergerissen zwischen der Ruhe des Kollegs und dem Reichtum seiner Ablenkungen — eingesehen, daß das Projekt keine Synthese, kein Überblick über das endlos Viele, was zum Thema zu sagen wäre, werden kann und darf, sondern eben ein Essay werden muß — verstanden als „Genre der menschlichen Endlichkeit“ und „Abschied vom Prinzipiellen“ (Odo Marquard). Diese Einsicht machte es auch leichter, unterschiedlichste Anregungen von den Kollegen inner- und außerhalb des Kollegs aufzunehmen. Großenteils bezogen sie sich auf Vorarbeiten, die in diesem Jahr abgeschlossen wurden und zu Kapiteln des Buchs wurden bzw. noch werden. Mit der

Romanistin Margarete Zimmermann (Freie Universität Berlin) habe ich einen Sammelband zur „Querelle des sexes“ bzw. „Querelle des femmes“ im Europa des 15.-17. Jahrhunderts produziert (erscheint 1997) — das Thema, das mein Buch eröffnet. Die *Querelle* demonstriert, wie lange schon in Europa darüber gestritten wurde, was Frauen und was Männer und was ihre Beziehungen „sind“, sein sollen, werden sollen; sie verschränkte sich mit der bekannteren „Querelle des anciens et des modernes“ und eröffnete somit gleichsam die Moderne auch in bezug auf die Geschlechterbeziehungen. Mit der Historikerin Claudia Ulbrich (FU) habe ich meine These diskutieren können, daß die Reformation in Deutschland — und besonders Luthers frühe Schriften — als spezifisch deutsche Variante der „Querelle des sexes“ gelesen werden können. Mit den Berliner Herausgeberinnen von *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung* habe ich an dem Band über weibliche Gelehrsamkeit (1996) gearbeitet und vieles für das Kapitel über die Aufklärung und das 18. Jahrhundert gewonnen.

Die laufenden Kontroversen über die Bedeutung der Französischen Revolution für die Frauen und der Frauen für die Französische Revolution (Olwen Hufton, Lynn Hunt, Joan Scott, Mona Ozouf, Michelle Perrot) sind zur Grundlage für das vierte Kapitel geworden. Von der neuen „citoyenneté“ — ihrem schillernden Pathos wie ihrer geschlechterspezifischen Realität — sind die Frauen ausgeschlossen worden (im größten Teil Europas bis um 1920, in Frankreich bis 1945), und um „citoyenneté“, „citizenship“, „cittadinanza“, „(Staats-)Bürgerschaft“ geht es in einigen der folgenden Kapitel, vor allem in dem über den langen Weg zum Frauenwahlrecht und dem anderen zum Platz der Frauen im europäischen Sozialstaat des 20. Jahrhunderts. An dieser Frage habe ich mich im Lauf des Kollegjahrs am meisten festgebissen, ständig in Gefahr, entgegen meinen essayistischen Absichten in das Genre der Spezialforschung abzugleiten. Denn zwei Herausforderungen waren groß: zum einen, an der Frage von weiblicher Staatsbürgerschaft und Frauenwahlrecht einen systematischen internationalen Vergleich durchzuexerzieren (das war das Thema meines Diensttags-Kolloquiums; in einem Vortrag an der TU Berlin habe ich Deutschland mit England, in einem an der FU Deutschland mit einigen anderen Ländern verglichen); zum anderen, eine methodische Prämisse, die mir lieb und teuer ist, für die aber in dem Essay kaum Platz ist, zu demonstrieren: daß nämlich die Geschichte von Frauen nicht ohne die der Männer behandelt werden kann. So kam es zu intensiver Arbeit zum Männerwahlrecht und zu männlicher Staatsbürgerschaft, vor allem in Frankreich und England, und obwohl das ein eher klassisches Thema ist, sind doch entscheidende Fragen nicht bearbeitet (weder ein systematischer Ver-

gleich mit der Frauenseite noch ein anspruchsvoller europäisch-internationaler Vergleich); daraus wurde ein weiterer Vortrag an der FU. Wichtige Anregungen zu diesem Komplex habe ich von einigen Fellows erhalten. Gian Enrico Rusconi hat mit mir über (Staats-)Bürgerschaft, Republikanismus und Nationalstaat diskutiert, mit seinem Konzept eines „europäischen Demos“ als Ergebnis miteinander kommunizierender nationaler Gemeinschaften eine Denkhilfe gegeben bezüglich der immer noch — auch in bezug auf die europäische Integration — inadäquaten (staats-)bürgerlichen Kommunikation zwischen den Geschlechtern, und er hat mich frühzeitig darauf hingewiesen, bei dem Vergleich von Frankreich und England nicht nur die bekannten Kontraste, die geradezu zu nationalen Topoi geworden sind, herauszuarbeiten (Unterschiede zwischen Nationalstaaten lassen sich immer finden, wenn man sie sucht), sondern auch Parallelen und Ähnlichkeiten dingfest zu machen, zumal im Kontext eines gesamteuropäischen Wegs zur modernen Demokratie. Pierre Judet de la Combe hat mich vor einer Falle bewahrt, die sich auftat, als ich die Präponderanz der Parallelen gegenüber den Kontrasten allzuweit treiben wollte. Michael Werner hat mir das schwierige methodische Verhältnis zwischen internationalem Vergleich (der voneinander abgeschlossene Systeme voraussetzt) und internationalem Austausch, Zirkulation und Kulturtransfer (mit besonderer Dichte innerhalb von Europa) nahegebracht. Peter Katzenstein hat immer wieder auf die „globale“ Dimension aufmerksam gemacht und damit auf den latenten Eurozentrismus meines Projekts (und damit natürlich auch der ganzen Reihe „Europa bauen“); das gilt auch für Ulrich Haarmann und Abdallah Cheikh-Moussa, die mich auf Ähnlichkeiten und Unterschiede zu islamischen Kulturen aufmerksam gemacht haben (wichtig war dafür auch das Seminar über „Frauen im islamischen Mittelalter“). Klaus Günther hat unermüdlich Fragen der Theorie und Geschichte von Staatsbürgerschaft (seit der Antike) mit mir besprochen, ebenso Theresa Wobbe (FU Berlin) und Peter Schöttler (Centre Marc Bloch).

Auch das vorletzte Kapitel, in dem es um den Ort der Frauen unter der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland und Europa und besonders um die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden geht, hat vom Kollegjahr profitiert. Mit Eva Werner und Michael Werner bin ich in Archivmaterial eingetaucht — vor allem der Bodelschwingschen Anstalten in Bielefeld/Bethel und Lobetal —, um Evas Tante Justine und ihren Vetter Simon ausfindig zu machen, die 1942/43 ermordet wurden. Norbert Frei hat meinen Text über „Sterilization and ‚Medical‘ Massacres in Nazi Germany“ (1997 bei Cambridge University Press) und manches andere kritisch kommentiert. Mary Katzenstein hat

unschätzbare Anregungen zu dem Text „Ordinary women: perpetrators, victims, followers and bystanders in Nazi Germany“ gegeben und mich daran erinnert, daß das Wörtchen „of course“ meist, und vor allem hier, ganz unangebracht ist. Klaus Günthers Überlegungen zu „Schuld und Scham“ waren auch für diesen Kontext eine Erleuchtung. „Ordinary women“ ist eine Adaption von Christopher Browning (*Ordinary Men I Ganz normale Männer*, 1992/1993). Mit der einstigen Kollegiatin Shulamith Volkov habe ich darüber diskutiert, daß und warum die Rolle der Judenfeindschaft auf dem Weg zum und im Judenmord von der neueren historischen Forschung gegenüber anderen Faktoren vernachlässigt worden ist; außerdem über Daniel Goldhagens Transformation von „ordinary men“ zu „ordinary Germans“ bzw. „ordinary German men and women“ und das Problem, daß nicht nur die unmittelbaren, mittelbaren und potentiellen Mörder „ordinary Germans“ waren (gemessen an sozialen und demographischen Merkmalen), sondern genauso die — beklagenswert wenigen — Deutschen, die sich der nationalsozialistischen Rassenpolitik widersetzen. Wer und was ist also „ganz normal“?

Diese Frage ist nicht nur im Kontext der nationalsozialistischen Rassenpolitik wichtig, sondern ist auch ein durchgängiges Problem meines Essays „Frauen in der europäischen Geschichte“. Die Unterschiede zwischen Frauen sind beträchtlich und nicht geringer als die Unterschiede zwischen Männern. Mit der Reduktion von Frauen (und Männern und Geschlechterbeziehungen) auf „Biologie“ (als Wissenschaft und / oder als deren Gegenstand) ist für die Geschichtsschreibung kaum etwas zu gewinnen. Mit dieser Annahme fand ich mich im Gegensatz zu den eindrucksvollen Biologie- und Soziobiologie-Fellows, am Mittagstisch ebenso wie angesichts meines Beitrags („History and Biology“) zur Biologen-Gruppe. Um so mehr danke ich der Gruppe, insbesondere Klaus Reinhold und Kurt Spillmann, für den Zugang zu neueren Theorien auf diesem Gebiet. Gleichwohl: Verdankt sich die Prostitution wirklich dem „desire for reproductive success“, der — evolutionsbiologisch gesehen, d.h. weil „we exist solely to propagate the genes within us“ — bei Männern zu „drives and desires“ führe, die „increase the likelihood that they will seek out multiple copulatory partners“, während „sex-linked differences in the operation of female brains“ bewirken, daß Frauen andere Werte haben als „the value that males place on sexual variety for its own sake“? Trifft es wirklich zu, daß „rape may also be an outcome of these same mechanisms if the elements of the male psyche that motivate men to copulate sometimes lead men to inseminate females against their will“? (John Alcock, *Animal Behavior*, 1989, Kap. 16: „An evolutionary approach to human behavior“) Im

freundlichen Alltag des Wissenschaftskollegs spielte das allerdings keine Rolle, war „bloß“ Wissenschaft, und ich habe aus den Kontroversen viel gelernt: vor allem zu dem Problem, daß auf der einen Seite die internationale Geschlechtergeschichtsschreibung sich weitestgehend auf eine „kulturalistische“ Herangehensweise geeinigt hat — also menschliche, männlich-weibliche Beziehungen durch Soziales, Politisches, Kulturelles zu erklären sucht, wobei allerdings „poststrukturalistische“ Ansätze, die alles und jedes im „Diskurs“ auflösen, durchaus in der Minderheit sind —, während auf der anderen Seite die (Evolutions-)Biologie dieselben Phänomene ganz und gar anders zu erklären sucht. Warum stillen wir (Wissenschaftler) unseren Durst nach Erkenntnis auf so unterschiedliche Weise? Warum gilt den einen als Erklärung, was andere nicht für erklärungsfähig halten? Welche wissenschaftspolitischen Folgerungen sind daraus zu ziehen? Susanne Hauser hat mir bei solchen Rasonnements beigestanden, außerdem Brigitte Falkenburg, Klaus Günther und Joan Richards beim Nachdenken über das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften.